

Leseprobe aus:

Cornelia Scheel

Mildred Scheel



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

CORNELIA SCHEEL

MILDRED SCHEEL



ERINNERUNGEN AN MEINE
MUTTER

Mit Regina Carstensen

Rowohlt

Alle im Buch vorkommenden Personen sind solche des realen Lebens. Um ihre Privatsphäre zu schützen, habe ich einige von ihnen unter Pseudonym vorgestellt.

1. Auflage November 2015
Copyright © 2015 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
Lektorat Susanne Frank
Satz aus der Warnock Pro, PageOne,
bei Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung
CPI books GmbH, Leck, Germany
ISBN 978 3 498 06087 9

In tiefer Verbeugung vor meiner Mutter

INHALT

Vorwort	9
Und dann kam diese Kiste	13
7. Juli 1983	17
I Just Called To Say I Love You	21
Toni Netzle – eine Freundin ganz nach ihrem Geschmack	42
Fünzig Jahre und ein bisschen Waise	49
Vater werden ist nicht schwer	55
«Das Kind ist schon ganz grün»	65
Die Kurzen kommen	69
Gipfeltreffen I	78
Gipfeltreffen II	94
TOK! TOK! TOK!	105
«Herr Präsident, die Küche brennt»	114
Freiheit, die ich meine	126
Prinzessin im Herbst	133
15 : LOVE	139
Ihre Kampfansage – ihr Lebenswerk	149
Kontroverse mit den Göttern in Weiß	166
Kinder erben nix von fremden Leuten	170
«Frau Meyer» stirbt	176
Verlassen vom Lebensmut	195

Was ich dir noch sagen möchte	206
Das letzte Wort hat ihr viertes Kind	213
Danke	219
Bildnachweis	223

UND DANN KAM DIESE KISTE ...

... an einem drückenden Tag Mitte August 2012.

Beim Leeren des Briefkastens fiel mir ein Abholschein der Post in die Hände. Ein Paket, das an mich adressiert war, lagerte auf dem Hauptpostamt in der Kölner Innenstadt. Zunächst überlegte ich, ob ich etwas bestellt hatte, und grübelnd studierte ich den Namen der Absenderin. Ich konnte ihn nicht zuordnen. Na bravo! Genervt und erschöpft von der Hitze wollte ich es dem Wetter gleichtun und mich vor der Abholung drücken. Ich machte mich am nächsten Tag aber doch mit gedämpfter Vorfreude auf den Weg. Es war noch heißer als am Vortag, und ich reihte mich in die lange, schweißnasse und nicht wirklich wohlriechende Schlange vor der Paketausgabe ein.

Nach einer gefühlten Stunde überreichte mir der rotgesichtige Beamte eine verbeulte, tonnenschwere Sendung.

Langsam wurde ich neugierig. Mit langen Armen schleppte ich die ominöse Fracht ins Auto. Zu Hause hatte ich nichts Eiligeres zu tun, als den Karton aufzureißen und mir von dem Inhalt des ramponierten Pakets ein Bild zu machen: noch eine Kiste, wahrscheinlich aus den sechziger Jahren, sowie ein Brief, der an mich gerichtet war. Unter anderem las ich den Satz: «Ich bringe es nicht fertig, alles wegzuwerfen, und möchte das Ihnen überlassen, es ist Ihre Familie.» Das *Ihre* war unterstrichen.

Allmählich beschlich mich eine Ahnung, wer diese Kiste an

mich geschickt hatte. Die einzige Schwester meiner Mutter, Lilian, war am 6. Dezember 2004 gestorben. Sie war mit einem Mann namens Jürgen Retsch verheiratet gewesen, der auch nicht mehr lebte. Bei seiner Beisetzung war ich seiner Tochter aus erster Ehe begegnet. Diese Tochter hatte mir nun nach all den Jahren das Paket geschickt. Eine andere Erklärung gab es nicht.

Aufgeregt fing ich an, die Kiste zu durchstöbern und dieses ungeordnete Sammelsurium näher in Augenschein zu nehmen. Zunächst arbeitete ich mich durch eine Unmenge Schwarzweißfotos mit Zackenrändern, die meine Tante in jungen Jahren an der Seite ständig wechselnder junger Männer in Uniform zeigte. Dem Alter meiner Tante nach zu schließen – sie war sieben Jahre älter als meine Mutter – stammten die Aufnahmen aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs. Die Reihe ihrer Verehrer wollte kein Ende nehmen. Es war so ziemlich jeder Rang auf den Bildern vertreten, bis hin zum Ziegenboxbein-Oberunduntergeneral-kriegskommandeursergeanten.

Doch dann hatte ich ihn in der Hand. Den Schatz! Mir völlig unbekannte Fotos meiner Mutter! Als Kleinkind. Als Schulmädchen mit geflochtenen Zöpfen. Als junge Medizinstudentin.

Ich erkannte das vertraute und junge Gesicht sofort, und mein Pulsschlag erhöhte sich. Meine Mutter hatte stets bedauert, anderen keine Bilder von sich aus ihrer Kinder- und Jugendzeit zeigen zu können, da es angeblich keine gab. Und jetzt, knapp dreißig Jahre nach ihrem Tod, saß ich vor dieser Goldgrube und konnte eine bebilderte Reise in ihre Vergangenheit machen. Mein Herz überschlug sich vor Begeisterung über dieses aufgeweckte Kind und über die unbeschwert-fröhliche, glückliche junge Frau, die mir dabei begegnete. Mir kamen die Trä-

nen, vor Freude und Schmerz zugleich. Alles war so präsent, all die vielen Erinnerungen an meine geliebte Mutter.

Schließlich legte ich sämtliche Fotos wieder fein säuberlich in die Kiste, schloss sie – und schob sie in die hinterste Ecke meines Arbeitszimmers. Danach schrieb ich der Absenderin einen Dankesbrief. In den kommenden Wochen versuchte ich, nicht mehr daran zu denken, zu sehr überforderte mich im Moment der Gedanke daran, wie ich nun mit diesem Schatz umgehen sollte.

Die Kiste ließ sich aber nicht so einfach aus meinen Gedanken verdrängen. Immer wieder, in den alltäglichsten Momenten, tauchte sie vor meinem geistigen Auge auf. Die vormalige Besitzerin, die ich nicht wirklich kannte, hätte sie auch wegwerfen können. Aber sie hatte sich die Mühe gemacht und das schwere Ding auch noch zur Post gebracht. Sie hätte es leichter haben können – einfach den «alten Krempel» in einen Müllsack stopfen, und schon wäre er für immer weg gewesen. Das hatte sie jedoch nicht getan – und dafür möchte ich ihr an dieser Stelle nochmals von ganzem Herzen danken.

Immer häufiger begann ich mir vorzustellen, wie es wäre, tatsächlich ein Buch über meine Mutter zu schreiben. Der Wunsch war mir ja nicht ganz fremd. In den vergangenen Jahren hatte ich schon häufiger mit diesem Gedanken gespielt, und er war mir nicht erst nach der Begegnung mit der Dame auf dem Flughafen gekommen. Wäre es nicht eine gute Idee, meine ganz eigenen Erinnerungen und Erlebnisse mit meiner Mama festzuhalten? Doch jedes Mal hatte mich kurze Zeit später der Mut verlassen.

So war es auch dieses Mal.

Dann, am 13. Mai 2013, auf den Tag genau achtundzwanzig Jahre nach ihrem Tod, stand ich lange am Grab meiner Mutter auf dem Bonner Alten Friedhof und dachte abermals über die

Buchidee nach. Da ich nun im Besitz der kostbaren Kiste war, sah ich mich in der Lage, dieses Buch immerhin mit einer umfangreichen Fotostrecke zu versehen. Doch schon auf der Rückfahrt verwarf ich den Plan erneut.

Dennoch begann ich ganz unverbindlich die «Elisabeth Noelle-Neumann für Arme» zu geben und startete eine Art demoskopische Befragung. Bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit stellte ich Leuten, die nicht bei drei auf den Bäumen waren, die Frage, ob sie mit dem Namen Mildred Scheel etwas anfangen, etwas verbinden könnten. Bei denen, die unter dreißig waren, schaute ich oft in leere Gesichter. Und mit jedem Schulterzucken meines Gegenübers reifte in mir das Vorhaben, meiner Mutter ein kleines Denkmal zwischen zwei Buchdeckeln zu setzen.

7. JULI 1983

Es war ein wunderschöner Sommertag in Köln; mein Leben war leicht, liebens- und lebenswert. Ich hatte ein weiteres Medizinstudium in Innsbruck erfolgreich abgeschlossen und verbrachte ein paar Wochen bei meiner Familie. Täglich telefonierte ich mit meinem Freund in Österreich, und wir planten eine gemeinsame Reise für den zweiten Teil unserer Semesterferien. Die Welt lachte mich an, und ich strahlte zurück.

An diesem 7. Juli 1983 hatte meine Mutter frühmorgens einen Termin, von dem ich nichts wusste. Im Nachhinein wunderte ich mich über die Uhrzeit, da sie in der Regel sämtliche Verabredungen und Termine auf den Nachmittag oder den Abend legte. Da sie meist bis tief in die Nacht hinein arbeitete, stand sie für gewöhnlich erst am späten Vormittag auf. Als ich dann gegen Mittag unser Haus verließ, kam sie gerade in ihrem silbernen Golf GTI um die Ecke gebettet. Mit quietschenden Reifen hielt sie neben mir, kurbelte das Fenster runter und sagte: «Cornelia, komm auf der Stelle mit in die Krebshilfe. Wir müssen reden.» Sie war sehr blass, und ihre Gesichtszüge wirkten ungewöhnlich angespannt. Ich bekam einen Riesenschreck, und begleitet von einem unguuten Bauchgefühl setzte ich mich auf den Beifahrersitz.

Schweigend fuhren wir die 200 Meter in ihr Kölner Büro. Dort wartete schon ihre persönliche Referentin Annemarie Kerp

auf uns. Mir schlug das Herz bis zum Hals, als ich meine Mutter sagen hörte: «Die Darmuntersuchung hat einen Befund ergeben. Ich werde in drei Tagen operiert. Heute ist Donnerstag, morgen feiert Walter seinen Geburtstag wie gewohnt mit einem großen Gartenfest bei uns, und den Samstag benötige ich zur Vorbereitung für die Operation. Ich habe mit den Ärzten schon alles organisiert.» Sie ratterte den von ihr geplanten Ablauf der kommenden Tage runter, als würde sie die Einkaufsliste der nächsten Woche vorlesen.

Ich versuchte mir meine Fassungslosigkeit nicht anmerken zu lassen und fragte heiser: «Was haben die Ärzte denn festgestellt? Was für einer Operation musst du dich denn unterziehen?»

«Bei der Untersuchung wurde auffälliges Gewebe im Dickdarm entdeckt», antwortete sie scheinbar gelassen. «Das muss entfernt und schnellstmöglich eingeschickt und untersucht werden.» Dann lachte sie auf und meinte zu Annemarie Kerp und mir: «Ihr zwei seht aus wie erschrockene Eichhörnchen. Wahrscheinlich ist es völlig harmlos, aber die Ärzte wollen auf Nummer sicher gehen.» Ich konnte ihre unterschwellige Panik deutlich spüren. In diesem Moment war mir völlig klar: Das ist das Todesurteil für meine Mutter! Sie hatte es indirekt soeben selbst formuliert.

Ich war wie betäubt und vernahm nur noch Wortfetzen wie *absolute Geheimhaltung* und *den Kindern* – damit waren meine beiden jüngeren Geschwister gemeint – *irgendwas von einer Blinddarmentzündung erzählen*. Mit den Worten: «So, jetzt habe ich Wichtigeres zu tun. Ich muss mich um die Belange der Krebshilfe kümmern» komplimentierte sie mich schließlich mit gespielter Heiterkeit hinaus.

Völlig orientierungslos stand ich auf der Straße, und das Leben war nicht mehr mein Freund. Die Sonne, die mich eben noch aus dem Haus gelockt hatte, wollte ich nun verhüllen. Fassungslos beobachtete ich das fröhliche Spiel der Nachbarskinder und dachte: Das darf doch nicht wahr sein. Meine Mutter hat eine todbringende Krankheit, und hier draußen geht das normale, das fröhliche Leben einfach so weiter. Plötzlich war sie da: eine nie gekannte Angst. Sie nahm schlagartig von mir Besitz, und ich hatte das Gefühl, mein ganzer Körper sei gelähmt; ich konnte mich nicht von der Stelle bewegen. Ich weiß nicht, wie lange ich so da stand. Irgendwann schaffte ich es, nach Hause zu gehen. Aber nicht allein. Die Angst ging mit mir und wurde von da an zu einer treuen Begleiterin.

In der folgenden Nacht hielt sie mich konsequent davon ab, im Schlaf ein wenig Ruhe zu finden. Ich suchte nach Positivem in dieser schrecklichen Nachricht: Es ist bestimmt rechtzeitig erkannt worden. In der Früherkennung liegt die bestmögliche Heilungschance. Oder: Sie ist in der Kölner Uniklinik in den allerbesten Händen. Die erfahrensten Ärzte in Deutschland operieren und behandeln sie.

Aber meine stechende Angst ließ diese hoffnungsvollen Gedankenblasen immer wieder zerplatzen.

Am Freitag war meine Mutter den ganzen Tag mit den Vorbereitungen für das große Fest meines Vaters beschäftigt. Er feierte seinen vierundsechzigsten Geburtstag, und am Abend wurden zahlreiche Gäste erwartet. Meine Mutter wirkte bestens gelaunt, unterwies das Personal freundlich, aber bestimmt, und scherzte mit den Köchen in der Küche. Auch auf dem Fest feierte sie, ohne sich etwas anmerken zu lassen, gewohnt ausgelassen und

beschwingt bis in den Morgen. Manchmal sahen mein Vater und ich uns kurz an, und in seinem Blick erkannte ich neben der Partyfröhlichkeit eine gewisse Traurigkeit. Ich bin mir sicher, keiner der Gäste ahnte auch nur im Entferntesten etwas.

Am Samstag bereitete meine Mutter sich in aller Ruhe auf den Eingriff vor. Tags darauf unterzog sie sich einer großen Operation. Es war der Anfang eines langen und schweren Leidenswegs. Sie wehrte sich fast zwei Jahre – und verlor diesen ungleichen Kampf in der Nacht zum 13. Mai 1985.

Nach ihrem Tod gab mir Annemarie Kerp das handgeschriebene Testament meiner Mutter. Es trägt das Datum des 7. Juli 1983.

«FRAU MEYER» STIRBT

Sehr schmerzhaftes Bilders erscheinen vor meinem inneren Auge. Ich lasse Gefühle zu, obwohl alles in mir danach schreit, sie zu verdrängen. Aber auch diese Gefühle sind mit den Erinnerungen an meine Mutter verbunden.

Im März 1985 fuhr mein Vater mit meinen beiden Geschwistern für drei Wochen in unser Haus nach Hinterthal. Sie sollten ihre Osterferien ein wenig genießen und so wenig wie möglich von dem finalen Leiden unserer Mutter mitbekommen. Zu diesem Zeitpunkt war sie noch bei uns zu Hause und konnte kaum mehr das Bett verlassen. Sie hatte entsetzliche Schmerzen, und die verordneten Morphintropfen verloren schnell an Wirkung.

Das Haus war nun sehr still, auch unsere Haushälterin war in ihren wohlverdienten Urlaub gefahren. Ich war mit meiner Mutter allein, nur die rührende Frau Kerp kam mindestens zweimal am Tag zu uns und kümmerte sich fürsorglich um die alltäglichen Belange. Selbstverständlich wollte meine Mutter am Nachmittag nach wie vor die anstehende Büroarbeit erledigen und über alle Vorkommnisse in der Krebshilfe genauestens informiert werden. In diesen Stunden trat ihre eigene Erkrankung scheinbar völlig in den Hintergrund, sie war wie ausgewechselt und hoch konzentriert bei der Sache. Anschließend fiel sie völlig erschöpft in einen tiefen Schlaf. Später am Abend kam unser

Hausarzt Dr. Graf von Westphalen nach einem langen Tag in seiner Praxis noch vorbei. Es verging kein Abend, an dem er nicht nach ihr sah.

Danach waren wir wieder allein, und uns graute jedes Mal vor der bevorstehenden Nacht. In den Nächten wurde sie besonders heftig von Schmerzen gequält, verbunden mit einer nicht gekannten inneren Unruhe. Obwohl mein eigenes Zimmer nur wenige Meter von ihrem entfernt lag, packte ich meine Bettwäsche und richtete mir auf dem Sofa, nah an ihrem Bett, eine Schlafstelle ein. Beim kleinsten Laut, den sie von sich gab, war ich auf der Stelle bei ihr und versuchte sie zu trösten oder zu beruhigen. In einer Nacht überkamen sie so heftige Schmerzen, dass sie mich verzweifelt anflehte, ihr noch eine Dosis vom ohnehin schon hoch dosierten Schmerzmittel zu geben. Ich hatte jedoch zuvor von Professor Pichelmaier, dem Chefarzt, der sie in der Kölner Uniklinik behandelte, einen genauen Plan über die täglich zu verabreichende Medikation bekommen und wusste, dass wir die erlaubte Dosierung längst erreicht hatten. Ich war völlig verzweifelt; mir war klar, dass ich nachts um drei niemanden mehr erreichen würde.

Meine Mutter krümmte sich vor Schmerzen, und ich wollte und musste ihr helfen. So entschloss ich mich, trotz eindringlicher Warnung des behandelnden Arztes, ihr weitere Schmerzmittel zu geben. Ihren dankbaren Blick, als die Schmerzen einer angenehmen Müdigkeit wichen, habe ich noch heute klar vor Augen. Aber in mir stieg Panik auf. Würde sie die Nacht überleben? Hatte ich ihr gerade eine tödliche Dosis verabreicht? Meine Mutter fiel in einen tiefen, ruhigen Schlaf, und ich saß betend an ihrem Bett. In dieser Nacht rührte ich mich nicht von der Stelle und beobachtete aufmerksam ihren ruhigen, flachen

Atem. Ich starrte auf ihre Bettdecke, die sich kaum erkennbar hob und senkte, und weinte leise vor mich hin.

Erst am darauffolgenden Mittag öffnete sie ihre Augen wieder und lächelte. Wir beschlossen, keinem Menschen etwas von dieser mehr als riskanten Aktion zu erzählen, und glücklicherweise blieb es bei diesem einen Mal. In dieser schweren und intensiven Zeit waren wir eine verschworene Gemeinschaft. Wir wurden zu einer Einheit und hielten wie Pech und Schwefel zusammen.

Eines Abends saß ich wie immer an ihrem Bett und versuchte, meine Mutter mit gespielter Fröhlichkeit zu unterhalten. Plötzlich wurde sie ernst, nahm meine Hand und sagte: «Cornelchen, du musst wissen, dass ich mich nicht vor dem fürchte, was jetzt auf mich zukommt. Ich weiß, dass ich sterben werde, und ich habe mich mit dem Tod arrangiert.» Am liebsten hätte ich mir die Ohren zugehalten und laut geschrien, aber ich riss mich zusammen, denn ich spürte, dass es ihr wichtig war, mir ihre Gedanken mitzuteilen. Sie fuhr fort: «Du bist meine Große und hast mehr Stärke und Kraft in dir, als du ahnst. Bitte, sei jetzt für deine jüngeren Geschwister da. Sie sind in einem schwierigen Alter und brauchen deinen Trost und ganz viel Zuwendung. Versprich mir, dass du für sie da bist und dafür sorgst, dass beide einen gescheiterten Schulabschluss machen. Das ist meine große Bitte, und ich möchte, dass du mir das in die Hand versprichst.»

Ich atmete tief durch, drückte ihre Hand ganz fest und sagte: «Mama, das verspreche ich dir.»

Dann konnte ich die Tränen nicht mehr zurückhalten und fing bitterlich an zu weinen. Ich wusste selbst nicht, wie ich nach ihrem Tod auch nur einen Tag weiterleben sollte, und nun hatte ich auch noch die Verantwortung für meinen sechzehnjährigen

Bruder und meine fünfzehnjährige Schwester übernommen. Natürlich hatte ich mir schon im Vorfeld Gedanken um die beiden gemacht, da unser Vater, der nach seiner politischen Laufbahn nach wie vor noch sehr viel unterwegs war, das nicht würde leisten können. Ich hatte für mich im Stillen auch schon entschieden, die nächsten Jahre zu Hause bei der Familie zu bleiben. Aber mit dem Versprechen, das ich meiner Mutter eben gegeben hatte, wurde aus einem Gedankenspiel eine in die Hand versprochene Zukunftsvision.

Sie schaute mich die ganze Zeit eindringlich an, und als ob sie meine Gedanken gelesen hätte, sagte sie: «Du musst keine Angst haben vor dem, was kommt. Ich werde immer bei dir sein. Uns kann nichts trennen, und ich lasse dich niemals alleine. Niemals! Du wirst es sehr bald wissen, denn ich habe mir ganz fest vorgenommen, dir ein Zeichen zu geben. Ganz egal, wo ich nach dem Tod sein werde, ich lasse dich deutlich spüren, dass ich dir immer ganz nah sein werde.»

Schlagartig ging es mir besser. Ich sah sie an und wusste, dass sie jedes Wort so meinte, wie sie es sagte. Was für eine tröstende Vision. Ich wusste: Wenn es eine schafft, sich nach dem Tod bemerkbar zu machen und mit einem lebenden Menschen Kontakt aufzunehmen, dann würde sie es sein.

«Bitte lass mich nicht zu lange warten, Mama», entfuhr es mir.

Sie entgegnete ganz ruhig: «Das überlass bitte mir. Ich werde schon den richtigen Zeitpunkt bestimmen.»

Damit war das Thema erledigt, und wir sprachen über ihre nächste Mahlzeit. Schon seit Wochen kämpfte sie verzweifelt gegen ihre permanente Übelkeit und Appetitlosigkeit. Ich rieb einen Apfel für sie oder bereitete eine kleine Portion Kartoffel-

püree zu; doch egal, was ich ihr servierte, sie konnte nichts mehr bei sich behalten. Alles landete, kaum war es geschluckt, wieder im hohen Bogen auf dem Teller. Manchmal war sie darüber so verzweifelt, dass sie versuchte, das eben Erbrochene wieder zu essen. Sie rang mit übermenschlicher Kraft um jeden Löffel Nahrung, aber ihr Körper weigerte sich, auch nur einen Bissen bei sich zu behalten. Was mag sie wohl in diesen Momenten gefühlt haben?

Ich selbst hatte vor lauter Kummer schon lange Zeit nichts mehr gespürt, am wenigsten ein Gefühl des Hungers. Ab dem Zeitpunkt, an dem meine Mutter sich so mit dem Essen quälte, stellte ich, scheinbar unbemerkt von meinem Umfeld, die Nahrungsaufnahme komplett ein.

Ich ignorierte die Tatsache, dass meine Kleidung immer weiter, ich hingegen immer weniger wurde. Wahrscheinlich war es das Bedürfnis, wenigstens etwas in meinem Leben kontrollieren zu können, wenn ich schon das Sterben meiner Mutter nicht aufhalten konnte. Oder war es der heimliche Wunsch, meiner Mutter auf ihrem Weg zu folgen? Ich kann das bis heute noch nicht beantworten, weiß aber, dass sich auch mein körperlicher Zustand von Tag zu Tag verschlechterte. Dr. Graf von Westphalen und Frau Kerp bekamen natürlich sehr wohl mit, wie es um mich stand. Sie telefonierten konspirativ mit meinem Vater in Österreich, und die drei beschlossen, dass ich die letzte Ferienwoche mit meinen Geschwistern in Hinterthal verbringen und mein Vater zurück nach Hause kommen sollte.

Vor vollendete Tatsachen gestellt, wehrte ich mich mit Händen und Füßen gegen diesen Plan. Ich konnte und wollte meine Mutter nicht allein lassen. Selbstverständlich würde mein Vater nach Kräften für sie sorgen, aber ich hatte beschlossen, nicht

mehr von ihrer Seite zu weichen, und weder der Arzt noch Frau Kerp konnten mich von ihrem Vorhaben überzeugen. Erst als meine Mutter zu mir sagte: «Ich wünsche mir, dass du in den Bergen und beim Skifahren ein wenig Energie und Freude tankst», willigte ich ein.

Es dauerte nur drei Tage, bis ich die Nachricht erhielt, dass meine Mutter wieder in der Uniklinik lag. Mein Vater und ich waren uns einig gewesen, dass sie bis zum letzten Atemzug zu Hause, in ihrer gewohnten Umgebung bleiben dürfe, was ihr großer Wunsch gewesen war. Doch meine Mutter entschied sich anders. Als sie in meiner Abwesenheit in die Uniklinik gefahren wurde, um sich einer weiteren Kontrolluntersuchung zu unterziehen, rief sie Frau Kerp an und sagte: «Es ist bequemer, wenn ich gleich dableibe. Bringt mir bitte ein paar Sachen vorbei.» Genau so war meine Mutter. Sie sagte, dass es bequemer sei, und wahrscheinlich war in ihrer Stimme nicht im Geringsten so etwas wie Angst oder Erschöpfung zu hören.

Es erfolgte noch ein letzter kleiner Eingriff, bei dem ihr ein Dauerkatheter am Hals gelegt wurde, durch den sie permanent mit Schmerz- und Betäubungsmitteln versorgt wurde. Durch diese Medikamente schlief sie viel, war häufig in einem Dämmerzustand, dann jedoch wieder hellwach.

Nach meiner Rückkehr eilte ich zu ihr in den sechzehnten Stock der Klinik und fand sie aufgeräumt und entspannt; sie hatte für sich die richtige Entscheidung getroffen.

Von nun an wechselten Frau Kerp, mein Vater und ich uns mit den Besuchen bei ihr ab. Sie sollte so wenig wie möglich allein sein. Frau Kerp war am Vormittag bei ihr, ich löste sie dann, nachdem meine Geschwister aus der Schule gekommen und zu Mittag gegessen hatten, nachmittags ab. Abends kam

dann mein Vater im Schutz der Dunkelheit über einen Hintereingang der Klinik. Er durfte nicht gesehen werden, denn sonst wäre die Presse rasch aufmerksam geworden.

Meine Mutter lag nicht unter ihrem richtigen Namen in der Klinik, sondern unter «Frau Meyer», ohne einen Vornamen. Wurde sie in ihrem Bett zu einer Untersuchung gefahren, bei denen ich häufig dabei war, legten die Pfleger ein Laken über sie, damit Mitpatienten sie nicht erkannten. Dieses Bild war kaum zu ertragen; das Tuch sah aus wie ein Leichentuch.

Manchmal dauerte die Untersuchung eines Patienten, der vor ihr an der Reihe war, länger. Dann schob man sie in eine Abstellkammer – alles nur, damit sie unerkant bleiben konnte. Kaum war die Tür hinter uns geschlossen, zog sie sich das Laken vom Gesicht, rief: «Kuckuck!» und sagte lachend: «Guck mal, wo ich gelandet bin! Von der Villa Hammerschmidt in ein Kabuff in der sechzehnten Etage eines Krankenhauses.»

Nie konnte meine Mutter ihr Krankenzimmer verlassen, auch nicht nach den ersten Operationen, als es ihr noch möglich gewesen wäre. Viele Patienten gingen in den kleinen Park der Klinik, um die frische Luft zu genießen und wieder zu Kräften zu kommen. Aber das war ihr nicht möglich; sie ging nur in ihrem Zimmer auf und ab, ein paar Meter vor, ein paar Meter zurück. Diese unverschuldete Form der «Einzelhaft» bedrückte sie, obwohl sie diese freiwillig gewählt hatte.

Wie gern hätte ich aus ihrem Zimmer eine «Doppelzelle» gemacht, um ihr in der Nacht Gesellschaft zu leisten, aber es war nicht erlaubt. Oft wachte ich in den Nächten auf, weil ich spürte, dass sich meine Mutter hatte übergeben müssen; unser Band war so eng, dass ich genau wusste, wann sie Schmerzen hatte. Am Tag danach fragte ich dann, wie es meiner Mutter in der vor-

herigen Nacht ergangen war, und jedes Mal bestätigten mir der diensthabende Arzt oder eine Schwester das, was ich gefühlt hatte. Alle Nachtschwestern hatten meine Telefonnummer, und ich bat sie: «Wenn irgendetwas ist, dann rufen Sie mich bitte an!»

Ich schlief oft schon, als das Telefon klingelte. Sofort war ich hellwach, griff zum Hörer: «Ihre Mutter ruft nach Ihnen. Sie ruft immer <Cornelia, Cornelia.>» Ich sprang in meine Hosen, zog ein T-Shirt über, eine Jacke, setzte mich ins Auto und fuhr los. In den allermeisten Fällen war sie bei meiner Ankunft wieder ruhig eingeschlafen. Dann setzte ich mich leise zu ihr ans Bett, nahm ihre Hand und sah ihr beim Schlafen zu. Ich blickte in ihr ausgezehretes, von der Krankheit gezeichnetes Gesicht und dachte daran, dass ihre schönen dunkelblauen Augen jetzt übergroß in ihren Höhlen lagen. Häufig zwitscherten schon die ersten Vögel, wenn ich mich im Morgengrauen wieder auf den Heimweg machte.

Meine Geschwister wussten nach wie vor nichts von der Schwere der Erkrankung unserer Mutter. Sie wählte einen Tag im Mai sehr bewusst, um sich von ihren beiden jüngsten Kindern zu verabschieden, denn sie spürte wohl sehr deutlich, dass ihre Kräfte von Tag zu Tag weniger wurden und ihr nicht mehr viel Zeit blieb. Zwei Wochen vor ihrem Tod sagte sie zu mir: «Bring bitte morgen Nachmittag die Kleinen mit. Ich möchte mich ganz bewusst, aber leise von ihnen verabschieden.»

In diesem Moment fühlte es sich an, als ob es mein Herz vor Schmerz zerreißt. Mir wurde wieder einmal klar, dass sie den nahen Tod spürte und ihn angenommen hatte. Sie wusste, dass sie binnen kurzer Zeit keine Kraft mehr für diesen schweren Abschied haben würde, und wünschte sich, dass die beiden sie als starke, fröhliche Mama in Erinnerung behalten.

Beim Abschied umarmte sie Andrea und Martin und vermit-

telte ihnen das Gefühl, sie würde sicher bald wieder gesund sein und nach Hause zurückkommen. Keine Sekunde ließ sie sich anmerken, dass sie wusste, was auf sie zukam.

Nur mir war klar, was diese Stunde am Bett bedeutete, und ich konnte kaum ertragen, wie sie den beiden nachsah, als sie das Krankenzimmer verließen. Es sollte das letzte Mal sein, und es war ein stiller Abschied.

Schwer war für mich nicht nur der Krankenbesuch meiner Geschwister – ich hatte meiner Mutter versprochen, mit niemandem über die Schwere ihrer Erkrankung zu reden, weder mit Andrea und Martin noch mit Freunden. Die einzigen Menschen, mit denen ich über das Sterben meiner Mutter hätte sprechen können, wären mein Vater oder Frau Kerp gewesen. Mein Vater war selbst nicht in der Lage, mit mir über meine Gedanken und Empfindungen zu sprechen; wie viele Männer konnte auch er nicht mit Krankheit umgehen. Er besuchte meine Mutter so oft er konnte in der Klinik, aber im Grunde versuchte er zu verdrängen, dass seine so starke Ehefrau auf eine derart schreckliche Weise dahinsiechte. Ihr Anblick war für ihn kaum auszuhalten, und mit Sicherheit spielte auch die Erinnerung an den Krebstod seiner ersten Frau dabei eine Rolle. Auch sie war viel zu früh an Darmkrebs verstorben.

Kam er abends heim, so zog er sich sogleich in sein Zimmer zurück. Zu gern hätte ich mich mit ihm ausgetauscht, aber er wollte nicht über seinen Schmerz reden. Auch Frau Kerp trauerte für sich allein, und ich wollte sie nicht zusätzlich belasten.

In meiner großen Not traf ich mich einmal mit meinem besten Freund Claus. Um nicht von meiner Situation zu sprechen, projizierte ich all meine Trauer, Schmerzen und Ängste auf eine

imaginäre Freundin, deren an Krebs erkrankte Mutter im Sterben lag. Endlich konnte ich auf diese indirekte Art von mir erzählen. Jener Freund sagte mir später: «Conny, ich habe sofort gewusst, dass du über dich sprichst. Sofort!» Doch er hatte es damals nicht durchblicken lassen, meinte, er hätte mir kein schlechtes Gewissen machen wollen. Aber ihm war klar, dass es nur um meine Mutter und mich gehen konnte.

Meine Mutter wollte nicht, dass die Menschen von ihrer Krebserkrankung erfahren, denn sie befürchtete, dass ebenfalls betroffene Patienten ihren Glauben an eine Heilung verlieren könnten. Sie sagte: «Ich darf nicht sterben. Ich muss das hier schaffen, denn sonst wirft das die Arbeit der Krebshilfe um Jahre zurück.» Sie hatte mit ihrer Bürgerbewegung etwas Positives bewirken wollen, wollte den Menschen ihre Ängste nehmen, und sagte immer wieder voller Überzeugung: «Die Chance liegt in der Früherkennung, dadurch verbessern sich die Aussichten auf eine Heilung deutlich.» Und gerade die Frau, die das gepredigt hatte, hätte mit dem Publikwerden ihrer Erkrankung erneut Ängste geschürt. Ihr war sehr bewusst, dass ihr bösartiger Tumor zu einem der aggressivsten Karzinome zählte.

Die Erschütterung über ihren Tod hat ihre Befürchtungen zum Teil bestätigt. Die Deutsche Krebshilfe erreichte eine Flut von Briefen hoffnungsloser und deprimierter Menschen; in weiser Voraussicht setzte meine Mutter deshalb alles daran, ihre Krankheit und deren Verlauf geheim zu halten. Ich hatte das verstanden und nahm dieses Schweigegelübde auch sehr ernst. Dennoch war es fast übermenschlich schwer, es zu befolgen.

Neben den behandelnden Ärzten und dem Pflegepersonal war nur ein kleiner Kreis eingeweiht. Nicht einmal unsere Haushälterin wusste Bescheid; ihr wurde gesagt, Frau Scheel hätte

wieder eine schlimme Grippe. Nur so ließ sich verhindern, dass etwas durchsickerte, denn die Medien hätten die Erkrankung sofort zur Schlagzeile gemacht. Meine Mutter kontrollierte auch das, indem sie jeden Tag die Zeitungen las, die man ihr unbedingt ins Krankenhaus mitbringen musste. Kurz vor ihrem Tod wurde der Presse die traurige Information über die Krankheit meiner Mutter zugespielt, und jede Zeitung titelte mit dem Drama um Mildred Scheel. Frau Kerp brachte ihr daraufhin die Ausgaben vom Vortag mit und legte alte Titelblätter um den aktuellen Innenteil. Da meine Mutter zu diesem Zeitpunkt jedoch kaum noch bei Bewusstsein war, blieben diese Schlagzeilen bis zuletzt vor ihr verborgen.

Damals war bereits das Dr.-Mildred-Scheel-Haus in Planung, ein Palliativzentrum auf dem Campus jener Kölner Uniklinik, in der sie lag. Es sollte das erste Zentrum dieser Art in Deutschland werden, in dem unheilbar Kranke die nötige Versorgung erfahren würden. Dahinter stand die Idee, die letzte Lebensphase eines Sterbenden so lebenswert wie eben möglich zu gestalten.

Die Übernachtungsmöglichkeit von Angehörigen im Zimmer des Patienten war ein Teil der Planung. Die Fenster sollten möglichst bis zur Decke gehen, damit die Patienten, die nicht mehr in der Lage waren aufzustehen, im Liegen nach draußen sehen konnten. Die Zimmerdecken wurden als Himmel gestaltet, mit gemalten Wolken, sodass jeder beim Blick nach oben seiner Phantasie freien Lauf lassen konnte. All das hatte meine Mutter noch verfügt, basierend auf den Erfahrungen, die sie im Umgang mit Schwerstkranken gemacht hatte. Auch der Spiegel im Badezimmer sollte verhängt werden können, falls der- oder diejenige extrem abgemagert oder vom Tod gezeichnet war und das eigene Spiegelbild nicht mehr ertragen wollte. Meine Mutter

sagte der verantwortlichen Architektin: «Wer mag sich noch die Zähne putzen, wenn man das eigene Gesicht nicht mehr ertragen oder sich nicht mehr erkennen kann?»

Sie selbst erlebte die Umsetzung ihrer Ideen nicht mehr; die Palliativstation wurde erst sieben Jahre nach ihrem Tod, 1992, fertiggestellt. Ich besuchte diese Station zum ersten Mal gemeinsam mit meinem guten Freund Jürgen Domian im Frühsommer 2005. Nach so vielen Jahren wollte ich diese Einrichtung endlich kennenlernen, auch, um mir vorzustellen, wie meine Mutter sich gefühlt hätte, wäre sie hier untergekommen und nicht in den obersten Etagen eines Hochhauses.

Jeder Raum im Haus führt auf einen mit Blumen bewachsenen Innenhof, es gibt eine Wiese, einen Goldfischteich, und bei schönem Wetter ist es möglich, das Bett in den Garten hinauszurollen. Der Patient kann die Sonne spüren und genießen und den Vögeln lauschen. Seit Bestehen dieser großartigen Einrichtung haben mir schon viele Angehörigen von Patienten berichtet, wie entspannt und glücklich die letzten Wochen und Tage für alle Beteiligten waren. Immer wieder wurde das überaus kompetente und einfühlsame Team von Ärzten und Pflegepersonal in den höchsten Tönen gelobt. Jürgen ist seit unserem Besuch ein großer Unterstützer dieses Hauses und auch der Palliativmedizin im Allgemeinen.

Zwei Wochen vor ihrem Tod fragte ich meine Mutter einmal, ob sie in dieses Haus gegangen wäre, wäre es schon fertiggestellt gewesen. Sie schüttelte den Kopf: «Nein, auf keinen Fall! Ich möchte unbedingt den Eindruck vermeiden, ich hätte diese Station für mich bauen lassen.»

Als sich das Dr.-Mildred-Scheel-Haus in der ersten Planungsphase befand, wusste meine Mutter noch nicht um ihre eigene

Erkrankung, aber als Medizinerin war ihr klar, wie wichtig die Palliativmedizin ist und wie unerlässlich Trost und Beistand in der letzten Lebensphase sowohl für die Patienten wie auch für deren Angehörige sind.

Als meine Mutter im Frühling 1985 in der Uniklinik lag, gab es dort schon eine kleine Palliativabteilung, ein Stockwerk höher und geführt von Ingeborg Jonen-Thielemann. Sie übernahm später die ärztliche Leitung des Dr.-Mildred-Scheel-Hauses. In der Uniklinik waren für die Pflege schwerstkranker Patienten nur drei Zimmer, ein Schwesternzimmer und ein Aufenthaltsraum vorgesehen; das Angebot, sie hier unterzubringen, lehnte meine Mutter vehement ab: «Ich werde auf keinen Fall eins dieser wenigen Zimmer in Anspruch nehmen.» Dieser Wunsch wurde respektiert, aber ohne ihr Wissen erfuhr sie dennoch die palliative Versorgung und wurde rund um die Uhr von Schwestern und Pflegern versorgt. An dieser Stelle möchte ich dem gesamten Team von damals im Nachhinein nochmals meinen Dank aussprechen.

Am Sonntag, dem 12. Mai 1985, war Muttertag. Als ich am Mittag leise ihr Zimmer betrat, war es sehr still. Meine Mutter schlief ungewöhnlich tief und sah dabei ruhig und entspannt aus. Das war ein ausgesprochen friedlicher und schöner Anblick, und ich trat an ihr Bett, nahm vorsichtig ihre schmale Hand und gratulierte ihr leise flüsternd zum Muttertag. Bei dem Versuch, den kleinen bunten Biedermeierstrauß, den ich ihr mitgebracht hatte, so leise wie möglich auf ihren Nachttisch zu stellen, machte ich eine ungeschickte Bewegung und warf eine Schnabeltasse zu Boden. Ich erschrak fürchterlich und rief laut:

«Oh, entschuldige, Mama!» Doch sie zuckte noch nicht einmal mit einem Augenlid. Ich hatte das Bedürfnis, nach ihr zu rufen, aber ich biss mir auf die Lippen und versuchte, den dicken Kloß in meinem Hals herunterzuschlucken.

Wir waren zu zweit im Zimmer, und doch fühlte ich mich plötzlich ganz allein. Mittlerweile hatte sich der Himmel völlig zugezogen, irgendwann begann es zu regnen, und ein gewaltiges Gewitter zog auf; draußen herrschte wirklich Weltuntergangsstimmung. Hier, in ihrem Zimmer, in dem sie so viele Qualen hatte erleiden müssen, war es dagegen friedlich und auf eine ganz besondere Weise ruhig. Ich begriff, dass sie dabei war, sich auf den Weg zu machen, und ich wusste, dass ich das zu akzeptieren hatte. Einen letzten Wunsch hatte ich aber noch: Ich wollte ihr noch einmal ganz nah sein und meine Mutter in meinen Armen halten, wohl wissend, dass es das letzte Mal sein würde. Ich zog meine Schuhe und meine Hose aus und legte mich zu ihr ins Bett. Sie schlief lächelnd weiter, und ich hielt sie ganz fest.

So lagen wir eine Weile still nebeneinander, und schließlich begann ich, ihr schöne Worte mit auf den Weg zu geben. Schöne Gedanken und Gefühle sollten sie auf dieser Reise begleiten. Ich erzählte ihr, wie sehr ihre Kinder sie liebten, was für ein schönes und erfolgreiches Leben sie geführt hatte. Ich konnte nicht aufhören, ihr für alles, was sie für mich getan hat, zu danken und ihr zu versichern, dass Andrea und Martin, wie auch ich, dank ihr so stark geworden waren, dass wir alles mit der Gewissheit ihrer Liebe im Herzen meistern würden. Ich versicherte ihr auch, dass Walter seinen Schmerz überstehen und wir jetzt alle noch mehr zusammenrücken würden. «Mama, ich bin so stolz und glücklich, deine Tochter sein zu dürfen», wiederholte ich immerzu.

«Dieses Gefühl werde ich immer in mir tragen, solange ich lebe.»

Plötzlich öffnete sich die Tür, und mein Vater betrat das Zimmer. Es war bereits Abend geworden, und er wollte zu seiner Frau, damit ich mit den beiden Kleinen zu Abend essen sollte. Ich hatte nicht bemerkt, wie schnell die Zeit verflogen war. Er war ein wenig erstaunt, seine Frau und seine Tochter im Bett vorzufinden, doch stellte er keine Fragen.

Rasch zog ich mich wieder an und sagte zu ihm: «Ich fühle, dass Mama nicht mehr wirklich in diesem Raum ist.» Er nickte nur und setzte sich zu ihr ans Bett. Als ich ging, fiel mein Blick auf den Urinbeutel, der an ihrem Bett hing. Obwohl sie den ganzen Tag dank Infusionen mit Flüssigkeit versorgt worden war, war er kaum gefüllt. Auf dem Flur traf ich auf die Stationschwester und fragte sie, ob das nicht ein beunruhigendes Zeichen sei. Sie meinte nur, dass das schon mal vorkommen könne, morgen würde meine Mutter dann wohl die doppelte Menge ausscheiden. Welches Morgen, dachte ich nur. Ich bat wieder darum, diese Nacht bei meiner Mutter verbringen zu dürfen, doch die Schwester entgegnete, wie schon die vielen Male davor, dass das Übernachtungsverbot von allerhöchster Stelle entschieden wurde und sie keinerlei Handlungsmöglichkeit habe. Am Ende bat ich sie, dass ich für den Fall, dass sich ihr Zustand verschlechtern würde, bitte telefonisch benachrichtigt werde. Sie gab mir die Hand und versicherte, dass das nach wie vor geschehen würde.

Als ich die Klinik verließ, tobte das Unwetter über Köln noch immer. Ich stieg in mein Auto und ließ auf der Rückfahrt meinen Tränen freien Lauf. Ich brüllte meinen Schmerz hemmungslos heraus; zu Hause begegnete ich dann gewohnt ruhig und auf-

geräumt meinen Geschwistern und richtete ihnen ganz liebe Grüße von der Mama aus.

In dieser Nacht, es war der 13. Mai 1985, rief mich niemand an. Ich wusste noch nicht, dass mein Vater das veranlasst hatte, um mich zu schützen, ich sah nämlich immer erbärmlicher aus. Doch nach wie vor war ich im festen Glauben, die Schwestern würden sich bei mir melden, wenn es ernst werden würde.

Mitten in der Nacht wurde ich plötzlich wach und hatte die Gewissheit: Meine Mutter ist tot. Sie hat es geschafft.

Ich hatte den Gedanken noch nicht zu Ende gedacht, als ich das Telefon im Zimmer meines Vaters läuten hörte. Es konnte nur das Krankenhaus sein, davon war ich überzeugt.

Ich stand auf, duschte kurz und zog mich an, alles völlig mechanisch. Als ich aus dem Bad trat, kam mein Vater aus seinem Schlafzimmer, ebenfalls angezogen.

«Willst du mich nicht mitnehmen?», fragte ich.

«Natürlich», sagte er. «Komm.»

Es war halb vier morgens. Mein Vater fuhr zur Uniklinik. Wir sprachen kein einziges Wort.

Seltsamerweise fühlte ich in diesem Moment keine Trauer. Vielleicht stand ich unter Schock. Die tiefe Trauer sollte mich kurz darauf jedoch umso vehementer einholen.

Im Krankenhaus angekommen, ging mein Vater zuerst zu ihr ins Zimmer. Ich weiß nicht mehr, wie lange er bei ihr blieb. Irgendwann öffnete sich die Tür, er kam leise heraus, nahm mich in den Arm und sagte: «Geh du jetzt zu ihr.» Ich sah, dass er geweint hatte.

Dann stand ich vor ihrem Bett; es war ein schönes Bild. Da lag meine Mutter. Sie sah noch viel entspannter aus als am Nachmittag zuvor. Langsam ging ich zu ihr und legte mich abermals

zu ihr ins Bett. Ihre Körpertemperatur war schon etwas gesunken, sie fühlte sich kühler an, aber nicht kalt.

«Jetzt hast du es geschafft», sagte ich. «Jetzt ist alles gut. Aber denke an das Zeichen. Ab jetzt warte ich.»

Gemeinsam fuhren wir zurück, mein Vater und ich. Plötzlich sagte er: «Cornelia, du musst wissen, dass ich mir sehr große Sorgen um dich und deine Gesundheit mache. Deshalb hatte ich das Pflegepersonal angewiesen, nur noch mich im Notfall anzurufen.» Ich schwieg weiterhin, und dann sagte er leise: «Jetzt bin ich so dankbar, dass du da bist. So ist es richtig. Ich weiß nicht, ob ich diesen schweren Gang ohne dich geschafft hätte.»

Ich nahm seine rechte Hand und drückte sie ganz fest.

«Was machen wir jetzt nur? Wie sagen wir es den Kleinen, deiner Schwester und deinem Bruder?», fragte er, und ich spürte seine große Hilflosigkeit.

«Papa, wir teilen uns diese Aufgabe», meinte ich. «Du sagst es Martin und ich sage es Andrea.»

Mittlerweile war es sechs Uhr, bald würde der Wecker klingeln.

«Die Kinder gehen heute nicht zur Schule», sagte mein Vater.

«Das finde ich richtig.»

Zu Hause ging ich ins Zimmer meiner Schwester und weckte sie ganz vorsichtig. Auf der Autofahrt hatte ich mir zurechtgelegt, was ich ihr sagen wollte, alles in einem möglichst ruhigen Ton. Doch in dem Moment, als Andrea mich ansah, schossen mir die Tränen nur so aus den Augen. Ich rief: «Die Mama ist tot! Die Mama ist tot!» Noch im Nachhinein tut es mir leid, dass ich mich von meinen Gefühlen habe überwältigen lassen, hatte ich doch sagen wollen: «Pass auf, alles ist gut. Mama ist erlöst.»

Andrea klammerte sich an mich, und wir beide weinten. Als unsere Tränen versiegt waren, versuchten wir in den Alltag zu finden. Meine Schwester hatte Hunger, und so gingen wir in unsere geliebte kleine Küche, in der auch schon mein Vater und Martin am Tisch saßen und frühstückten. Ich wunderte mich nicht, meinen Vater in diesem von ihm stets gemiedenen Raum vorzufinden. Diesmal ging es um Wärme und Nähe und nicht um die verdammte Etikette. Alle – bis auf meine Person – hatten einen richtig guten Appetit.

Ich überlegte, was ich denn nun mit meinen Geschwistern machen könnte. Mein Vater hatte sie in der Schule entschuldigt, doch sie sollten nicht den ganzen Tag nur trauernd herumsitzen. Und so entschied ich: «Nach dem Mittagessen fahren wir ins Phantasialand.»

Ich konnte mir sehr gut vorstellen, dass in kurzer Zeit Freunde und Bekannte meiner Eltern vor der Tür stehen würden, um uns ihr Beileid auszusprechen, und das wollte ich weder meinen Geschwistern noch mir zumuten.

Kaum war die letzte Nudel verdrückt, packte ich die beiden in mein Auto und fuhr mit ihnen in den Freizeitpark nach Brühl. Am Anfang war es sonderbar, denn Andrea und Martin waren ganz still, während wir nur von fröhlichen jungen Menschen umgeben waren. Aber nach und nach bekamen die beiden Spaß und ließen kaum eine Attraktion aus. Ich sah ihnen zu und freute mich mit ihnen. Warum hatte ich mich für diesen Vergnügungspark entschieden? Irgendwie war es ein Schritt nach vorn. Es gab noch Spaß im Leben, die Welt drehte sich weiter wie die Karussells, mit denen meine Geschwister fuhren. Ich dachte über Kulturen nach, in denen Menschen ganz anders mit Trauer umge-

hen als wir, in denen eine Totenwache gehalten wird, bei der die Menschen zusammenkommen, jeder bringt etwas zu essen mit, man singt gemeinsam, man erinnert sich des Toten, der noch mitten unter den Lebenden ist.

Meine Mutter war einfach weg.

In einem Spiegel, der zu einem Fahrgeschäft gehörte, sah ich mich selbst, und fast erschrocken wich ich zurück. So ähnlich hatte ich meiner Mutter noch nie gesehen. Mein Gesicht war so kantig wie ihres, als ich sie heute Morgen auf dem Bett hatte liegen sehen. Das Gesicht meiner kranken Mutter, nicht das, als sie noch vor Energie nur so strotzte. Es war alles so fremd.

Der Nachmittag im Phantasialand war unglaublich anstrengend für mich. Ich war abgemagert, hatte kaum noch Kraft. Im Gesicht sah ich aus wie meine kranke Mutter, ab dem Hals abwärts glich ich eher einem Skelett aus der Geisterbahn. Ständig musste ich mich hinsetzen, weil ich so schwach war. Soweit ich mich erinnere, fuhr ich auch in keinem Karussell mit.

Zu Hause ging dauernd das Telefon, davon konnte ich ausgehen. Mein Vater bestätigte das, als wir zurückkehrten. Immer wieder war ihm die Frage «Warum musste sie so früh sterben?» gestellt worden, so als hätte er sich für ihren Tod rechtfertigen und die Menschen trösten müssen. Dabei hatte er doch seine Frau verloren. Und auch ich war in den nächsten Tagen mit diesen Bemerkungen konfrontiert, dabei hatte ich doch meine Mutter verloren.